

Unverkäufliche Leseprobe



Zora del Bouno
Hinter Büschen an eine Hauswand
gelehnt

174 S.: mit 2 Abbildungen. Gebunden
ISBN 978-3-406-69690-9

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/16511176>

Zora del Buono

*Hinter
Büschen,
an eine
Hauswand
gelehnt*

Roman

C.H.Beck

«Wissen, daß man nicht für den Anderen schreibt,
wissen, daß diese Dinge, die ich schreibe,
mir nie die Liebe dessen eintragen werden, den ich liebe,
wissen, daß das Schreiben nichts kompensiert, nichts sublimiert,
daß es eben *da, wo du nicht bist*, ist –
das ist der Anfang des Schreibens.»

ROLAND BARTHES: FRAGMENTE EINER SPRACHE DER LIEBE

Sie bellen, *Sir*, möchte sie zu ihm sagen. Sie blaffen und fletschen, fehlt nur noch, dass Sie sabbern. Warum solch hässliche Wörter, die sonst nur für Hunde gelten, denkt sie, dabei mag ich Hunde doch. Sie sehen fratzenhaft aus, das Gesicht eine Grimasse, holzschnittartig. Sind Sie ein abgrundtief böser Mensch oder nur erstklassig geschult, ein professionell aufgemotzter Angsteinflößer? Ihr Körper ist zu wuchtig für meinen, Sie stehen, ich sitze, Ihre Waffe mir auf Augenhöhe, eine *Glock* wahrscheinlich, die kennt man ja aus Filmen. Sie demütigen mich, ich will mich von *dir* nicht demütigen lassen, in Gedanken duzt sie den *officer* jetzt, dann ist er nicht so mächtig, vielleicht ist das ein guter Trick gegen die Angst. Der Junge nebenan guckt verstört, er ist verstummt, vorhin hat er noch geredet, sich höflich zu erklären versucht, der schmale Asiate, so, wie sie es auch getan hat, sie haben einander keinen Blick zugeworfen, auch wenn es ihr ein Bedürfnis gewesen wäre – doch bloß nichts Verschwörerisches aufkommen lassen zwischen Fremden, es könnte gegen einen verwendet werden. Er hat in einer anderen Maschine gesessen als sie, aber das spielt keine Rolle mehr, hier hocken sie nun wie Gefangene.

Draußen das gleißende Licht des Südens, drinnen kaltes Neon. Frösteln nicht nur wegen der lachhaft niedrigen Raumtemperatur.

Sie möchte jetzt gerne Zev anrufen.

Ein weiterer Beamter kommt auf sie zu, den kennt sie noch nicht, wahrscheinlich Schichtwechsel, vielleicht ein Vorgesetzter, ein Schwarzer diesmal, er geht breitbeinig und langsam, so, wie alle hier breitbeinig und langsam gehen, auch die Frauen, ihrer Körper ganz sicher, die Staatsgewalt hat sich in sie eingeschrieben, so verdammt stark fühlen sie sich mit dem Apparat im Rücken, im Nacken, in jedem Muskel. Er lässt ein Blatt Papier auf den Tisch schweben, sie erkennt es sofort, es ist nicht irgendein Schriftstück, es ist *das* Schriftstück, man hat es ihrer Handtasche entnommen. Beide stehen vor ihr und blicken auf sie herab.

Sie haben gelogen, *Mrs Ostan*, sagt der Weiße, dessen Stirn plötzlich glänzt, und wir mögen es nicht, wenn wir angelogen werden. Er schiebt ihr das Papier hin, alle zehn Fingerkuppen darauf gepresst, gespreizt sieht das aus und trotzdem bestimmt, er rückt es zurecht, es soll ganz gerade vor ihr liegen; vielleicht leidet er unter einem Zwang. Sein Plastikausweis baumelt vor ihr, er heißt *O'Leary*, das wollte sie gar nicht wissen, wollte ihn ohne Geschichte lassen, doch schon setzen irische Fantasien ein.

In was für einer Beziehung stehen Sie zu diesem Mann?, fragt der Schwarze und zückt ein Foto von Zev, legt es auf das

Papier. Er war mein Student, antwortet sie. Und sonst?, fragt er. Sonst weiter nichts, sagt sie und sieht ihm in die Augen. Er wird auf das Entlarven von Lügen trainiert sein, denkt sie und bemüht sich um einen standhaften Blick. Planen Sie, ihn zu treffen?, fragt er. Ich treffe viele Leute, sagt sie, an verschiedenen Colleges und Universitäten. O'Leary schaltet sich ein, die Daumen nun in den Waffengürtel eingehakt. Er wiederholt den Satz: Planen Sie, ihn zu treffen? Sie denkt an Zev, hat dieses Bild vor sich, wie er am Getränkeautomaten steht, sieht ihn von hinten, die rabenschwarzen Haare nass und schulterlang, ein weißes Unterhemd über der hochgekrempelten Jeans, barfuß wie meist. Planen Sie, ihn zu treffen? Jetzt ist der Schwarze wieder dran, sie liest sein Namensschild, *Freeman*, welch ein Hohn, denkt sie matt, sie wollen ihr die Frage in den Kopf hämmern, sie mürbe machen durch Wiederholung. Nein, sagt sie, ich plane nicht, ihn zu treffen. Was ist denn mit ihm? Wir sind zu keiner Auskunft verpflichtet, sagt Freeman und sieht sie prüfend an. Eine Frau wird hereingeführt, sie schätzt sie auf ihr Alter, Ende vierzig, Anfang fünfzig, gefärbtes rotes Haar, knalliger Lippenstift, eine Tasche mit Schottenkarmuster demonstrativ vor sich her tragend. Sie setzt sich neben den Asiaten, schimpft, öffnet die Tasche, ein Hündchen, wuschelig und gewaschenweiß, springt heraus. O'Leary stürzt hinüber, fünf raumgreifende Schritte, schon steht er drohend vor ihr. Er wird laut, der Asiate zuckt zusammen, sie ist froh, dass sie eine Pause hat, die geballte Macht auf jemand anderen gefallen ist.

Die Rotgelockte ist wagemutig, lässt sich von O'Learys Getöse, wer ihr in Gottes Namen gestattet habe, das Tier aus der Tasche zu lassen, nicht einschüchtern, sagt nur trocken, ihr Hündchen müsse Pipi machen, ob sie jetzt gehen könne, das müsse alles ein Missverständnis sein. O'Leary stößt einen gepressten Lacher aus, ruft in den Nebenraum nach einer Susan und wartet dann stumm.

Freeman klopft laut auf den Tisch, sie erschrickt. Mitkommen, sagt er. Sie steht auf, folgt ihm durch den Raum, vorbei an dem Asiatenjungen, der zusammengefallen auf dem Stuhl hockt und zu Boden stiert, sieht noch, wie eine korpulente Beamtin, wahrscheinlich Susan, zu der Rothaarigen geht, hört, wie die aufschreit, während die Korpulente mit dem Hündchen, das vergnügt hochspringt und in die Leine zu beißen versucht, den Raum verlässt; das Gezeter der Rothaarigen will kein Ende nehmen, was Freeman unkommentiert lässt, und auch O'Leary schweigt einfach weiter. Sie gehen einen Flur entlang, Freeman voraus, sie spürt jemanden hinter sich, fühlt, wie die Person näher kommt, dreht sich um, eine junge Beamtin folgt ihr, eine magere diesmal, richtiggehend ausgezehrt sieht sie aus, das Haar streng zusammengebunden, dadurch wirkt das flächige Gesicht noch größer, obwohl ohnehin schon zu groß für den schwächtigen Körper, starrer Blick, wimpernlose Fischaugen wie aus einem Renaissancegemälde – und das direkt hinter ihr; ihr wird übel. Freeman öffnet eine Tür, sie tritt ein, die Dürre auch, sie sieht sich um, eine fensterlose Kammer,

darin eine Metallpritsche, ein Metallklo ohne Brille, ein Metallwaschbecken; das darf doch nicht wahr sein. Beeil dich, Taylor, befiehlt Freeman und verlässt den Raum. Ziehen Sie sich aus, sagt *Officer Taylor* und fügt noch ein *please* hinzu, eine generös gemeinte Geste vielleicht oder ein zynischer kleiner Querschläger, beides wäre möglich, der Tonfall verrät es nicht. Alles?, fragt sie. Alles, antwortet Taylor. Sie beginnt, sich zu entkleiden, während Taylor blassblaue Latexhandschuhe überzieht, weiß nicht, soll sie es schnell oder betont langsam tun, überlegt, wo sie Jacke und Shirt hinlegen soll, eine Stuhllehne gibt es nicht, sie wirft beides auf die Pritsche, ihr zittern die Hände, sie merkt es beim Aufhaken des BHs. Stopp, sagt Taylor, was anständig von ihr ist, sie durchsucht offenbar in zwei Etappen, die totale Entblößung bleibt ihr also erspart. Sie stellt sich vor Taylor hin, breitet ungefragt die Arme aus, überlässt sich dem, was kommen wird, vollkommen willenlos, wundert sich einzig über ihre Ergebnisheit. Taylor tastet sie ab, die Achselhöhlen, auch die Unterseite der Brüste, fährt mit den Fingern den Nacken hoch, wühlt durch ihr kurzes, dichtes Haar, sagt ihr, sie solle den Mund öffnen, die Zunge anheben; es ist lächerlich. Taylor reicht ihr den BH und das Shirt, sagt: Und jetzt unten. Sie winkt ab, zieht die Schuhe aus, die Socken, streift Hose samt Slip ab, lässt alles auf den Schuhen liegen, eine Aufwallung kindlichen Trotzes, sie weiß selber nicht, warum sie Taylors Angebot, sich oben wieder anzukleiden, ausgeschlagen hat, warum sie lieber splitternackt vor einer Beamtin

steht, die halb so alt ist wie sie, vielleicht, weil dieser erste Moment autonomen Handelns sie stärkt, vielleicht auch, weil sie sich eigentümlich intakt fühlt, ihr Körper das Einzige ist, was ihr bleibt im Angesicht dieser unsäglich mageren Frau, die jetzt vor ihr kniet und ihr die Zehen auseinanderspreizt, dann beide Beine abtastet, als ob sie etwas unter der Haut versteckt haben könnte, eine dermaßen hirnrissige Veranstaltung ist das, sie kann es kaum glauben, bis Taylor aufsteht und mehrmals entschuldigend das Wort *crotch* nuschelt, und sie versteht, dass die Beamtin schamerfüllter ist als sie selbst, während Taylor mit den blauen Gummihandschuhen tatsächlich in ihrem Schritt herumzufummeln beginnt und schließlich zwei Finger in sie hineinsteckt, erst den einen, dann den anderen; sie möchte dieses nahezu körperlose Wesen jetzt furchtbar gerne schlagen und darf es nicht.

Ein Klopfen an der Tür, Taylor eilt hin, es ist Freeman, der im Flüsterton auf die Beamtin einzureden beginnt; Flüstern ist seltsam, denkt sie, sonst sind die doch so laut, in der Zwischenzeit zieht sie sich an. Kommen Sie mit, befiehlt Freeman. Sie geht hinter ihm her, sieht sich nach Taylor um, blickt in diese wimpernlosen Augen, keine Regung darin, keine Freundlichkeit, keine Unfreundlichkeit, sie kann diese Frau nicht deuten, ist die ihr nun wohlgesonnen oder nicht oder einfach nur stumpf? Beeilen Sie sich, ruft Freeman und hetzt den Flur hinunter, Ihr Flug geht in zwanzig Minuten. Welcher Flug?, fragt sie und denkt, was für ein *fucking flight* denn, ich kann auf

keinen Fall weg von hier, ich muss zu Zev, muss ihn finden, verdammt noch mal, das können die doch nicht machen mit mir! Amsterdam, sagt er. Amsterdam? In Europa, sagt er. Ich weiß, wo Amsterdam liegt, schimpft sie, ich will nicht nach Amsterdam! Ihre Stimme ist zu laut, sie merkt es selbst, Freeman stoppt abrupt und baut sich vor ihr auf, starrt sie grimmig an und sagt: Sie sollten dankbar sein, dass wir Sie nur zurückschicken, anstatt Sie zu verhaften. Sie sind nicht mehr willkommen in unserem Land.

Ein Sommer,

der die Welt veränderte. Die Welt im Großen und die im Kleinsten, meine also. Ein Sommer mit zwei jungen Männern, Revolutionär in der Theorie der eine, wahrhaft revolutionär in der Praxis der andere. Der Theoretiker, Marx-Zitate in petto, stand beim ersten Zusammentreffen da wie ein Pirat, blaues Kopftuch, geknotet über schulterlangem, pechschwarzem Haar, Kinnbart und Schnauz und auch sonst unrasiert, eine Hipsterallüre, ein forschender, fordernder Blick aus dunkelsten Augen hinter schwarz gerändeter Brille, viel Schwärze also für solch einen jungen Mann, gerade erst dem Teenageralter entschlüpft. Er war zwanzig Jahre alt, sein Name lautete Zev Swartz, die Schwärze war gewissermaßen amtlich festgehalten. Den anderen kannte man nur von Bildern, es waren immer dieselben; ein wohlerzogen, geradezu bieder wirkender junger Mann, sehr blass, akkurat geschnittenes Haar, zehn Jahre älter als der Pirat und bald weltberühmt: Edward Snowden. Ob der Pirat auch Großes vollbringen, sich vom Maulhelden zum Aktivisten entwickeln würde? Im Laufe

von zehn Jahren konnte viel passieren. Man hätte vor-spulen wollen, um das Ergebnis zu sehen, konnte aber nur abwarten. Und hoffen – wenn man Rebellen mochte, so wie ich. Ein dritter Mann würde auftauchen, wesentlich älter als die beiden anderen, ein Mensch, der mehr wusste, als gut für ihn war, der nervös war wegen dieses Wissens und der Geschichte dieses Sommers (der kleinen, obwohl sie direkt zusammenhing mit der großen) die entscheidende Wendung geben sollte. Er nannte sich Dave. Dave kann jeder heißen.

3. Juli 2013 – 26 Tage, nachdem der *Guardian* und die *Washington Post* über das NSA-Programm *PRISM* berichteten, lässt Bundeskanzlerin Angela Merkel am 1. Juli 2013 verkünden, das Abhören von Freunden sei inakzeptabel. «Wir sind doch nicht mehr im Kalten Krieg.» Zwei Tage später telefoniert sie mit Barack Obama. Man nehme die europäischen Sorgen durchaus ernst, beschwichtigt der amerikanische Präsident.

Es begann alles so wie jedes Jahr. Ein College in den grasgrünen Hügeln Neuenglands, sieben Wochen Sommeruniversität, acht Sprachen waren vertreten, man hörte sieben Wochen lang Chinesisch, Spanisch, Russisch – und auch Deutsch. Einhundertzwanzig amerikanische Studenten an der deutschen Abteilung, davon zwanzig im Masterprogramm, sechs in meinem Kurs. In manchen Jahren saß einer von der CIA mit im Unterricht, mit einer erfundenen Biografie, Punkt für Punkt

plausibel zusammengelogen, wir wussten nicht, wer, ahnten es nur, hörten Gerüchte, wurden gewarnt; dass die Person zum Schluss nicht am Gruppenfototermin teilnahm, war letztendlich der Beweis für ihre Existenz. Meine Hoffnung, dass wenige Religiöse in der Klasse sein mochten, erfüllte sich, nur eine Studentin machte einen strenggläubigen Eindruck, Lisa, ein aufgeweckt dreinblickendes Mädchen aus dem Süden mit überlangen Beinen und blond gekraustem Haar. Die Religiösen waren nicht bedrohlich, nur lästig, Kränkungen mussten vermieden und Ankündigungen ausgesprochen werden, bevor Verstörendes oder sexuell Explizites gezeigt oder verhandelt wurde, in Filmen zum Beispiel, damit die Studenten die Hände vor die Augen legen oder rechtzeitig den Raum verlassen konnten, homosexuelle Szenen etwa, da mochten die Filme kulturgeschichtlich noch so relevant sein, *Coming out* oder so. Man lernte den Umgang mit ihnen aber schnell, der evangelikale Fundamentalismus war simpel gestrickt; einmal mehr erstaunlich, dass eine kluge junge Frau einem so einfachen Weltbild anhängen konnte; Lisas Vater sei Pfarrer im ländlichen Virginia, hieß es, sonntags lausche sie im Radio seiner Predigt. Am dritten Tag stieß ein neuer Student zu der Klasse, er sei begabt und unterfordert im Sprachprogramm, eigentlich zu jung für den Masterstudiengang, aber trotzdem, sicherlich ein Gewinn für den Kurs, ließ Rothman aus-

richten, daher die Ausnahmegenehmigung. Es war Zev Swartz.

Anfangs vorwiegend Gespräche mit Kollegen, es gab Paare und andere, die ihre Partner zu Hause gelassen hatten, zwei Monate Freiraum für sie, Alleinstehende waren kaum dabei, man konnte uns an einer Hand abzählen, die einen lebten in Deutschland, so wie ich, andere unterrichteten an amerikanischen Universitäten, fast alle kannten wir einander, große Wiedersehensfreude oder verhaltenes Schulterklopfen. Wiederaufflammende Erinnerung auch an deren Eigenheiten: Die freundliche Linguistin rief aus der Ferne, «ich bin auf dem Weg in die Bibliothek!», Bücherstapel im Arm, so wie meist. Freund Gernot saß kerzengerade da in seinem rosa-weiß gestreiften Hemd, von Studenten umringt; er bade regelrecht in ihnen, hatte eine wenig beliebte Professorin im Vorjahr argwöhnisch bemerkt, und ja, das stimmte: Er badete in ihnen, rotwangig und glückstrahlend. Er wirkte anders als zu Hause in Berlin, heiterer und gelöster, fast selig. Eine auffällige Neue war auch dabei, weißhaarig, emeritiert, scharfsinnig und schroff im Benehmen, ein akademisches Urgestein; einer ließ das Wort *Dinosaurier* fallen, bald schon hieß sie *Urmel*, versteckte Scherze über *Urmel in der Neuen Welt*.

Eine gewisse Gelingweiltheit während der ersten Tage, ich glaubte ja zu wissen, wie der Sommer sich gestalten würde: epische Spaziergänge über die erst saftig grünen, später heuverbrannten Campuswiesen, Sonnenuntergangsbetrachtungen, dutzendfach, an manchen Tagen Kuhdungschwaden in der Luft, ein Konzertabend, eine Opernaufführung, drei Tanzpartys, eine Talentshow. Es war immer das gleiche, beruhigend geradezu. Woche 2 war der Gipfel der schläfrigen Gleichförmigkeit, in Woche 4 zog das Arbeitstempo an, Woche 5 war dann die Hölle, die Studenten waren am Rand des Kollapses und die Dozenten enerviert, in Woche 6 griff eine an Hysterie grenzende studentische Suche nach dem letztmöglichen sexuellen Abenteuer um sich, während die Tage vor der Abfahrt von Melancholie und Sentimentalität erfüllt waren, manchmal sah man Menschen, die weinten.

Die Römerin war endlich angekommen, ich traf sie beim Kopierer. *Römerin* nannte ich sie wegen ihrer azurfarbenen Augen und ihres madonnenhaften Aussehens, rosig und rein und leuchtend wie aus einem florentinischen Gemälde, wegen ihrer Leidenschaft für italienisches Essen und Italien überhaupt, eigentlich hätte sie bestens dorthin gepasst, doch sie lebte in North Carolina, widerwillig, einzig um ihres Mannes willen, der Amerika liebte, auch er unterrichtete hier, beide stammten aus

Ostdeutschland. Die Römerin war meine Vertraute, wir kannten uns seit Jahren. Neben ihr stand Mathilde, deren Brüste immer munter bebten, wenn sie gestikulierte, und sie gestikulierte viel. Die beiden sprachen über Edward Snowden, als ich zu ihnen stieß, die Römerin seufzte, sie wolle nach Europa zurück, Mathilde schimpfte laut, zitternde Brüste, tanzende Hände, ein Herz von einer Frau, ein westfälischer Studententraum, sicher hatten sich schon viele an ihrem Busen ausgeweint, und sei es nur in Gedanken. Sie fragte: «Du hast auch Zev Swartz im Kurs?» «Ja, warum?» Mathilde daraufhin: «Ein extremer Typ.» «Wach», entgegnete ich, «ausgesprochen wach.» Kollege Brock stellte sich dazu, Mathildes bester Freund und Ende dreißig wie sie, ein Mittelalterspezialist mit abgründigem Humor und erwähltem Wortschatz, als hätten sich die Minnelieder in seinem Inneren festgelegt und seien Teil von ihm geworden; manchmal sah man ihn summend über die Wiesen gehen, *Ach, wie ward mir wonnevoll!*, beim Anblick von Liebespaaren wurde er düster: *Lieb' kann nicht ohne Leiden sein*. Brock klagte, dieser Sommer werde wieder unerträglich lang, *Und ewig grüßt das Murmeltier*, ja, sagten wir, sicher, aber das sei doch das Herrliche hier, dass nie etwas passiere, dass man allem enthoben sei, *out of space*.

Es galt, mich an die Wohngemeinschaft zu gewöhnen, an den Anblick des ungeordneten Schuhhaufens im Wohnzimmer neben der Eingangstür des Holzhauses im Wald, welches wir zu viert und manchmal zu fünft bewohnten, wenn Gastdozenten da waren, an voluminöse Männerturnschuhe, Frauensandaletten, Plastikschlappen in allen Farben und Größen, ich hielt ein Plädoyer zugunsten der Ästhetik, drang mit meinen Argumenten aber nicht durch, ergab mich dem allgemeinen Wunsch nach Bequemlichkeit, stellte meine Schuhe dazu, zu Hause in Berlin wäre das undenkbar, keiner von uns mochte die Schuhe des anderen im Wohnungsflur sehen, wir waren uns in der Aversion gegen jeglichen Intimitätsterror einig, vielleicht funktionierte das Zusammenleben deshalb so gut, oder es lag daran, dass wir schon älter waren und seit vielen Jahren aufeinander eingespielt, zudem ohne amouröse Verstrickungen untereinander, vier Einzelpersonen, eher eigenbrötlerisch. Ich musste mich auch an die wuchtigen blauen Mülltonnen gewöhnen, die in der Küche direkt vor meinem Zimmer standen, jeden Morgen als Erstes der Blick auf drei Mülltonnen und jeden Morgen der Vorsatz, sie auf die Loggia des *Mückenlochs* zu schieben, wie ich das marodeste Haus des ganzen Campus nannte, was aber an meiner Trägheit scheiterte und sich auch als unpraktisch erwies.